

Jetta Heinen, 1994, lebt in ihrer Heimatstadt Köln. *Ich wünschte, wir wären noch Freunde* ist ihr zweiter Roman.

 www.instagram.com/iam_jetta



www.jettaheinen.com

Jetta Heinen

*Ich wünschte, wir wären noch
Freunde*

Roman

Leseprobe

Books on Demand

© 2020 Jetta Heinen

Dieser Titel ist auch als E-Book erschienen

Originalausgabe

Umschlaggestaltung: Chris Ensminger (Viramedio), Magdeburg, Bild:
Laura Vinck, www.unsplash.com

© 2020

Herstellung und Verlag: BoD – Books on Demand, Norderstedt.
ISBN: 9783750407411

Weitere Informationen unter

www.bod.de

Bitte beachten Sie auch: www.instagram.com/iam_jetta

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://d-nb.de> abrufbar.

*Für meine Freunde.
Für die, die kommen.
Für die, die geben.
Für die, die bleiben,
vom Anfang bis zuletzt.*

Prolog

Freundschaft hebt dich in die Luft. Sie ist dein Flügel und dein Wind. Dein Segel auf der See. Sie ist manchmal leise und manchmal laut. Sie ist alt und jung, fest und lose, aber sie ist da.

Freundschaft ist Luft und Liebe. Sie ist Vertrauen und Geborgenheit. Sie ist auch das, was sie nicht zu sein vermag. Sie ist tief und oberflächlich, unwirsch und klar, sie ist da.

Freundschaft ist Liebe und Leben. Sie ist Ruhe und Glück. Sie ist das, was übrig bleibt. Sie ist oben und unten, rechts und links. Sie ist da.

2020
Paula

Totenstille.

Alles, was ich höre, ist mein eigener Atem, der mir wie ein Eindringling in dieser Kulisse vorkommt. Ich stehe auf dem Kiesweg, den Blick zwischen die Tannen gerichtet, die wie versteinerte Soldaten willkürlich platziert auf der Lichtung stehen. Mein Körper ist ebenso versteinert; vielleicht hat jemand einen Zauberspruch ausgesandt, der jede Bewegung erlischt. Selbst der Wind ist regungslos, selbst das Licht. Nur das Gras nicht, das rechts und links neben dem Kiesweg wächst. Es schreit, es scheint seine kleinen Finger nach mir auszustrecken und meine Knöchel umfassen zu wollen. Der Kies schützt mich nicht. Er ist lediglich ein stummer Beobachter in dieser Szene.

Von irgendwoher kommt ein Glockenläuten. Nicht von irgendwoher, von der kleinen Kapelle, die zwischen den Tannen steht. Meine Hände frieren, die Kälte frisst sich

meine Unterarme hinauf, als hätte ich metertief in eisigem Schnee gegraben. Ich könnte einfach weglaufen, aber mir klebt Teer unter den Sohlen, Teer, der in den vergangenen Jahren immer mehr geworden ist, sodass ich jetzt nicht mehr gehen kann. Ich stand zu lange an diesem Fleck auf dem Kiesweg, jetzt ist er zwischen die Steine gelaufen und ich stehe hier für immer.

Zwischen den Tannen bewegen sich Menschen. Zahlreiche sind es, in Schwarz gekleidet. Männer und Frauen. Gesichtlos sind sie. Nur der Mann, der einen schwarzen langen Talar trägt, schaut in meine Richtung, ohne zu mir zu sehen. Er steht der Gruppe zugewandt, hält eine Bibel in der Hand. Ich hätte auch gerne irgendetwas in der Hand, an dem ich mich festhalten kann, auch wenn es nur ein Buch ist.

Plötzlich schubst mich der Teer unter meinen Sohlen nach vorne, ich stolpere zwei Schritte, dann bläst mich eine starke Böe von dem Weg. Ich trete ins Gras, schaue hinunter auf meine Füße und beeile mich wieder auf den Kiesweg zu kommen.

„Der Boden ist Lava.“ Bens Stimme in meinem Ohr. Ich schreie auf, ganz kurz nur, ganz leise. Niemand hört mich.

Langsam gehe ich auf die Tannen zu, die sich zur Seite zu schieben scheinen, die den Blick immer weiter freigeben auf dieses Loch im Boden, um das die Gruppe herumsteht. Um dieses tiefe, schwarze Loch, das von hier bis zum Erdkern führt.

Ich höre nicht, was der Pfarrer sagt. Ich stelle mich hinter einen großen Mann und kann an ihm vorbei auf den Grabstein sehen.

Ben Schüttler
* 22. April 1990
† 10. Oktober 2020

Ich presse meine Lippen aufeinander, um meine Tränen zurückzuhalten. Als ginge das so einfach, als gäbe es einen Mechanismus, der verhindern kann, dass ich weine. Es funktioniert nicht. Die Tränen kriechen über meine Wangen bis zu meinem Kinn, absprungbereit. Ich versuche mich auf die Worte des Pfarrers zu konzentrieren, aber er bewegt nur seine Lippen. Mehr nicht. Es kommt kein einziger Ton aus seinem Mund. Mit einem Mal herrscht tosender Lärm in meinem Kopf, ganz so, als würde ich auf dem Randstreifen einer Autobahn stehen. Ich will mir die Ohren zuhalten, aber dann höre ich den Mann in seinem Talar noch weniger. Ich bin mir sicher, dass es wichtig ist; das, was er sagen will. Bestimmt ist es wichtig, denn in den Gesichtern, die ich jetzt doch erkennen kann, sehe ich dieselbe Regung; und Worte, die eine einzige Regung auslösen, müssen wichtig sein. Bedauern. Ich glaube, dass man das Gefühl so nennt. Bedauern oder Liebe.

Als hätte mich jemand mit einem Fingerzeig darauf hingewiesen, bemerke ich Blicke auf mir. Als ich den Kopf zur Seite drehe, sehe ich sie. Sie hat den Kopf gesenkt und doch

sieht sie zu mir. Ihr Blick ist unergründlich, ihre dunklen Augen verraten mir, dass sie auf mich gewartet hat, dass sie es mir nicht verziehen hätte, wenn ich nicht gekommen wäre. Sie hat ihre dunklen, wilden Locken gezähmt, gebändigt mit einem dicken schwarzen Zopf Gummi. Sie hat ihre Augen nicht geschminkt, vielleicht hat sie geweint. Sie sieht aus, als hätte sie hundert Jahre lang geschlafen. Oder als hätte sie hundert Jahre lang nicht geschlafen. Sicher bin ich mir nicht.

Schnell wende ich den Blick ab. Erst schaue ich auf meine Hände, dann auf den Boden, als müsste ich mich vergewissern, dass er mir nicht unter den Füßen weggezogen wurde. Ich wusste ja, dass sie kommt. Ich war mir fast sicher. Als ich wieder zu ihr blicke, erkenne ich ihn. Natürlich neben ihr. Er hat seine Haare raschelkurz. Ich hätte ihn fast nicht erkannt, weil er nicht lacht. David hat immer gelacht. Nur jetzt nicht. Er lächelt nicht einmal. Er sieht nicht zu mir. Er starrt auf das Loch. Das unendlich tiefe. Er trägt einen Anzug. Schwarz. Marta neben ihm einen schwarzen langen Mantel. Was sie darunter anhat, kann ich nicht erkennen. Bestimmt sind sie zusammen gekommen. Irgendwie wünsche ich es mir.

Die Frau links von mir drückt ihr Taschentuch an die Nase und schluchzt, ich habe das Gefühl, ich müsste es ihr gleich tun. Als sei das, was sie dort tut, ein Ausschnitt aus einer Choreographie, aus deren Takt ich nicht kommen darf. Marta hat kein Taschentuch in der Hand. David auch nicht.

Vielleicht ist es nicht schlimm, wenn ich aus dem Rhythmus komme. Vielleicht gehöre ich auch nicht hinein. In den Takt.